

Ein dreifaches Lebenswerk

Karl Barth zum 70. Geburtstag Von Pfarrer Walter Lüthi (Bern)

Der rüstige Siebziger, der am 10. Mai 1886 in Basel geboren wurde, der in Bern, wo sein Vater Theologieprofessor war, aufwuchs, im aargauischen Safenwil zwölf Jahre Landpfarrer war und dann in Göttingen und Münster, in Bonn und seit 1935 in seiner Vaterstadt Basel den Lehrstuhl für systematische Theologie innehat, soll laut Beschluß des dortigen Regierungsrates über die nunmehr erreichte Altersgrenze hinaus seines Amtes als Professor wälten. Er soll damit Gelegenheit bekommen, sein Lebenswerk, die umfassende Darstellung der kirchlichen Dogmatik, weiterzuführen. Es kann auch den Gemeindegliedern überall im Lande nicht gleichgültig sein, wer der Mann ist, der seit einem Menschenalter in so besonderer Weise, wie Barth das tut, den Pfarrernachwuchs lehrt.

Der Versuch einer sachlichen und zugleich gemeinverständlichen Würdigung der Arbeit Karl Barths legt es nahe, ihn in seiner Eigenschaft als Entdecker, als Forscher und als Bekenner darzustellen.

Der Entdecker

Um es gleich vorwegzunehmen: Es ging um nichts geringeres als um den Himmel. Das Geschlecht um die Jahrhundertwende, und wir in der Zeit um den ersten Weltkrieg, hatten den Himmel verloren. Wir waren in falscher Weise vom Himmel weg und der Erde zugewendet. Es lag ein gewisses seltsames Schämen über uns. Wir schämten uns des Himmels, unseres Christenstandes, der Kirche, schämten uns unseres Berufes als Pfarrer und Theologen. Wir hätten eigentlich alle zusammen am liebsten getan, was damals Albert Schweitzer tat: das Pfarramt an den Nagel gehängt und Medizin studiert. Der Dienst am Wort war verachteter denn je, und was schlimm war, wir waren dran, ihn selber zu verachten. Wir suchten die Wahrheit, aber wir suchten sie überall, nur nicht im Himmel. Wir suchten horizontal, und was wir in allen Windrichtungen zusammenfanden, war alles ein wenig wahr, nichts aber ganz. So gaben wir uns sehr ernsthaft mit allerlei Wahrheiten



ab. Daß es eine Antwort auf die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? gab, wagten wir kaum mehr zu hoffen.

In diese Situation hinein kam Karl Barth und sprach uns nicht vom Vielerlei (davon hatten wir schon mehr als genug), er sprach vom Einen, und das war der Himmel. Barth forderte uns auf, nicht seitwärts zu schielen, sondern aufwärts zu schauen. Nicht aus der Horizontalen, sondern aus der Vertikalen ist Entscheidung und Hilfe zu erwarten. „Senkrecht von oben“, war eine der Redewendungen, die wir von Barth damals zu hören bekamen. Und „Gott ist der andere“, „der ganz andere“, der „totaliter aliter“. Es war seine anfangs der Zwanzigerjahre erschienene Auslegung des Römerbriefes, die damals auf uns junge Studenten wirkte wie eine epochemachende Entdeckung. Und es war wahrlich nicht nur eines der mehr oder weniger hilfreichen Details der Technik, es war auch nicht nur ein Erdteil, sondern es war der Himmel, der da für uns entdeckt, wiederentdeckt wurde. Die Sprache dieser Römerbriefauslegung war stürmisch und herausfordernd und von begnadeter Einseitigkeit. Man spottete über den seltsamen Pfarrer von Safenwil, er sei ein Inflationstheologe. Ja, in Deutschland und anderswo war damals

Geldinflation. Die evangelische Christenheit des Abendlandes aber war daran, in Glaubensinflation und Relativismus zu versinken. Man kann sich heute nur schwer einen Begriff machen, wie das damals auf uns wirkte, als wir vernahmen, daß es einen „Schatz im Himmel“ gebe.

Der Forscher

„Gott ist im Himmel, und wir Menschen sind auf der Erde“. Aus diesem Ansatzpunkt heraus fängt nun Barth an zu forschen. Unser Geschlecht ist gewohnt, wenn von Forschung die Rede ist, an Technik und Naturwissenschaft zu denken. Dort sieht der Mensch des 20. Jahrhunderts seine „fähigen Köpfe“ am Werk. In Buch und Film wird das Heldenlied eines Edison, eines Pasteur, eines Ehepaars Curie gesungen. Einsatz und Leistung gilt der Erforschung des Atoms.

Und da geschieht nun das Sonderbare, daß einer kommt, auch ein Forscher von Format, der Verstand und Willen, Zeit und Leben in den Dienst der Erforschung des Himmels stellt. Mit der gleichen Sorgfalt, wie der Atomforscher seine Messungen vornimmt, mit derselben Behutsamkeit, wie der Erbauer einer Betonbrücke und eines Kraftwerkes seine Be-

rechnungen aufstellt: wissend, daß ein geringfügiger Fehler unabsehbare Folgen haben kann — mit dem gleichen Ernst macht sich da einer hinter die Erforschung der „Tiefen der Gottheit“, wissend, daß hier Unachtsamkeit noch ganz andere Verheerungen anrichtet als nur den Einsturz von Brücken. Mit kühnem Forscher-eifer schreitet Barth unermüdet die 66 Bücher des Alten und des Neuen Testaments ab. Es könnte einen gelüsten, einmal die Bibeln zu sehen, die er in all den Jahrzehnten durch tage- und nächtelangen Gebrauch zerlesen hat. Und er schreitet immer wieder durch die Räume der christlichen Kirchen aller 20 Jahrhunderte und hört mit vor Gott verantwortlicher Aufmerksamkeit, was Gott den Menschen damals und dort durch den Heiligen Geist eingegeben hat, wie sie sich damals und dort auf Grund der ihnen geschenkten Glaubenserkenntnis zu Gott dem Schöpfer stellten, oder zu Christi Wiederkunft, oder zum Geheimnis der Erwählung. Auf diese Weise, durch sorgfältigstes Hinhören auf das Zeugnis der Bibel und auf die Auslegung, welche die Bibel in den Räumen der Kirche erfuhr, entstand und ist immer noch im Entstehen das Werk der „Kirchlichen Dogmatik“. Wer diesen Forscher, gewiß in weitem Abstand, auf seinem Weg ein wenig zu begleiten versucht, der gewinnt die Bibel lieb, und durch die Bibel die Kirchen der Jahrhunderte, und nicht nur die Kirche in ihren Vertretern auf Erden, sondern auch auf die obere Schar, die Seligen, die Vollendeten und die —

Engel, für die Barth ein tiefes Verständnis hat.

Der Erkennen

Es gibt den Typus des Gelehrten, der sich mit vornehmer Zurückhaltung in seine Arbeit einschließt wie in einen Elfenbeinturm. Bei aller Zucht und Strenge, die im Wesen eines solchen Lebenswerkes liegt, scheut sich Karl Barth nicht, wenn es die Stunde erfordert, je und je in die Öffentlichkeit der Kirche und der Welt hinauszutreten und in kirchlichen, kulturellen wie politischen Tagesfragen Stellung zu beziehen. So hatte Barth aktiven und direkten Anteil an der Bekennenden Kirche Deutschlands. In die Schweiz zurückgekehrt, war er einer der führenden Männer des Widerstandes gegen Hitler auf gesamt-europäischem Gebiet. Von seinem regen Briefwechsel über alle Grenzen während der zwölf Jahre Nationalsozialismus legt der stattliche Band „Eine Schweizer Stimme“ Zeugnis ab. Seit Kriegsende gehört er zu denen, die unentwegt vor einer allzubequemem Schwarz-Weiß-Malerei in den Problemen um Ost und West warnen. Wiederholt hat er seine Stimme gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands erhoben.

So ist er ein „Professor“, das heißt im wörtlichen Sinne des Wortes ein Bekenner. Diese Stellungnahmen entwachsen nicht in erster Linie seinem Naturell oder Temperament, auch nicht seiner Nationalität, sondern seiner Theologie. Glaube und Leben, so wie er sie versteht, sollen und können nicht voneinander abgespal-

ten werden, sondern sind aus einem Guß. Und Glaubensbekenntnis ist nicht nur ein Zustand, sondern eine Haltung. Ja, wenn in all diesen Stellungnahmen so etwas wie ein unbürgerlicher Grundzug herauszuspüren ist, so aus dem Wissen heraus, daß selbst Gottes Stellungnahme in Jesus Christus eine „Neigung nach unten“ aufweist. Darum war es schon damals kaum ein jugendlicher Seitensprung, wenn einst der junge Landpfarrer zu jenen wenigen gehörte, die in Erkenntnis der ungelösten Arbeiterprobleme der Sozialdemokratischen Partei beitraten. Seine Weltoffenheit und Weltkenntnis, über die man in seinem Buch über den „Protestantismus des 19. Jahrhunderts“ einen Begriff bekommt, die ihn Mozart einem Bach vorziehen läßt, hat ihren Grund allein im Glauben an die Macht der einschließenden Christusgnade: Gott liebt in Christus die Welt!

Und auch das gehört endlich zum Bekenner Barth, daß er im Glauben an Christi Endsieg unbeschwert singen, spielen und lachen kann. Er wird auch über die Festartikel zu seinem 70. Geburtstag lachen können. Was einst der russische Dichter Nikolaus Gogol von seinem Lebenswerk schrieb, könnte man mit noch viel mehr Fug und Recht auch von Barth sagen: „Mein ganzes Streben geht dahin, daß jedermann, der meine Werke gelesen hat, nach Herzenslust über den Teufel lachen kann.“ Wer in allem Entdecken, Forschen und Bekennen so ausschließlich von der Christusgnade lebt, der hat gut lachen.

Mozart Von Karl Barth

Mozart hat etwas gewußt, was die wirklichen Kirchenväter samt unseren Reformatoren, was die Orthodoxen und die Liberalen, die von der natürlichen Theologie, die mit dem „Wort Gottes“ gewaltig bewaffneten und erst recht die Existentialisten so nicht gewußt oder jedenfalls nicht zur Aussprache und Geltung zu bringen gewußt haben, was aber auch die anderen großen Musiker vor und nach ihm so nicht gewußt haben. Er war in dieser Sache reinen Herzens, haushoch über den Optimisten und über den Pessimisten. 1756—1791! Es war die Zeit, in der man den lieben Gott wegen des Erdbebens von Lissabon in Anklagezustand versetzte und in der die Theologen und andere brave Leute ihn deswegen mühsam genug zu verteidigen hatten. Mozart hatte hinsichtlich des Theodizee (Recht-

fertigung Gottes)-Problems den Frieden Gottes, der höher ist als alle lobende, tadelnde, kritische oder spekulative Vernunft. Es lag kampflös hinter ihm. Warum sich darüber ärgern? Er hatte eben das gehört und läßt den, der Ohren hat zu hören, bis auf diesen Tag eben das hören, was wir am Ende der Tage einmal sehen werden: die Schickung im Zusammenhang. Er hat wie von diesem Ende her den Einklang der Schöpfung gehört, zu der auch das Dunkel gehört, in welchem aber auch das Dunkel keine Finsternis ist, auch der Mangel, der doch kein Fehler ist, auch die Traurigkeit, die doch nicht zur Verzweiflung werden kann, auch das Düstere, das doch nicht zur Tragik entartet, die unendliche Wehmut, die doch nicht unter dem Zwang steht, sich selbst absolut setzen zu müssen — aber eben darum auch die Heiterkeit, aber auch ihre Grenzen, das Licht, das darum so strahlt, weil es aus

dem Schatten hervorbricht, die Süßigkeit, die auch herbe ist und darum keinen Überdruß nach sich zieht, das Leben, das das Sterben nicht fürchtet, aber sehr wohl kennt. Und das Licht leuchtet immerwährend auch den Toten von Lissabon. Mozart sah dieses Licht so wenig wie wir alle, aber er hörte die ganze von diesem Licht umgebene Geschöpfungswelt. Und es war bei ihm auch das von Grund aus in Ordnung, daß er nicht etwa einen mittleren, neutralen Ton, sondern den positiven stärker hörte als den negativen. Er hörte diesen nur in und mit jenem. Aber er hörte in dieser ungleichen Verteilung doch beide zusammen (in Exempel unter vielen, die Symphonie in g-moll von 1788!). Er hörte nie abstrakt nur das eine. Er hörte konkret, und so waren und sind seine Hervorbringungen totale Musik. Und indem er die Geschöpfungswelt ganz ohne Ressentiment und unparteiisch